

Blaise Pascal.

Anlässlich der 300. Wiederkehr seines Geburtstages am 19. Juni.

Pascals Weltanschauung.

Von Hermann Vahr.

Was ist denn unter uns von der gewaltigen Epoche des Sonnenkönigs noch übrig, was lebt im Abendland von ihrem Geist noch fort, was wirkt auf das heute sinnende Geschlecht noch ein? Ihre stolze Namen: Bossuet, den sein Jahrhundert über Demosthenes erhob, Bourdaloue, an großem Atem mit ihm weiterführend, an Wohlklang ihn fast noch überbietend, gar aber Flechier und Mascaron, ja seit es keine Brünzen mehr zu erziehen gibt, selbst der anmutig weise Fenelon, sind verklungen, von Boileau, Corneille und Racine hat der Gebildete auf der Schule gehört, „Phädra“ kennt er aus seinem Schiller, wer aber, Hand aufs Herz!, liest noch Cid, Cinna, Moliogunde, wer gar Le Menteur, das niemals mehr erreichte, geschweige denn überholte klassische Lustspiel der Franzosen, wer „Bajazet“, „Esther“ und „Alhalie“? Und müssen wir nicht eingestehen, daß selbst unsere Bewunderung für Molière im Grunde nicht ganz aufrichtig ist, daß sie der rechten Vertraulichkeit entbehrt, daß wir damit eigentlich nur einer Anstandspflicht genügen zu sollen glauben? Wirklich gelesen werden unter allen Werken jener Epoche jetzt in Deutschland nur noch die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon und die Briefe der Frau von Sevigné, von Feinschmeckern allenfalls noch La Rochefoucauld und La Bruyère, die Moralisten. Es sieht fast aus, als wäre von jener ganzen Kultur für uns eigentlich nichts mehr lebendig als ihre Medisance. Und nur eines einzigen Geistesmacht scheint unverbraucht, nur Blaise Pascal hat die ganze Zeit über, von seiner bis auf unsere, durchgehalten. Schon der junge Goethe schlug sich mit ihm herum, durch Pascal ist Goethe das Christentum zuerst verleidet worden; alle Gottesläugner und Gottespöster der Aufklärung, sagt er, hätten „der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet als der strenge kranke Pascal und seine Schule“. Schopenhauer hinwieder fand ihn schon von seiner merkwürdigen Dreifaltigkeit willensinteressant: „Nietist, Mathematiker und Philosoph zugleich!“ Und Nietzsche gar, selber auch ein kurios Dreifaltiger, einen Dichter mit einem Musiker zusammen in einen Denker einzwängend, ungenügsam, der schönste Glücksfall eines vollendeten Dilettanten der höchsten Art zu sein, kam immer wieder auf Pascal zurück. Den „ersten aller Christen“ nennt er ihn, und „das jammervollste Beispiel“ für die vernichtende Kraft des Christentums; und den ihm tief verhassten heiligen Paulus glaubt er nicht grimmiger schmähen zu können, als wenn er ihn den „jüdischen Pascal“ heißt. Noch im letzten Briefe an Brandes, unmittelbar vor dem geistigen Ende, taucht Pascals Gestalt wieder vor ihm auf. Brandes hatte ihn über Dostojewski geschrieben: „Er ist ein großer Poet, aber ein abschließlicher Kerl, ganz christlich in seinem Gefühlsleben und zugleich ganz sadique. All seine Moral ist, was Sie Sklavenmoral getauft haben.“ Darauf antwortet Nietzsche: „Ihren Worten über Dostojewski glaube ich unbedingt; ich schätze ihn andererseits als das wertvollste Material, das ich

kenne — ich bin ihm auf eine merkwürdige Weise dankbar, wie sehr er auch meinen untersten Instinkten zuwidergeht. Ungefähr mein Verhältnis zu Pascal, den ich beinahe liebe, weil er mich unendlich belehrt hat; der einzige logische Christ.“ Das Geständnis, daß Pascal und Dostojewski seinen „untersten“ Instinkten zuwider sind, beleuchtet ihn grell; Christentum, welcher Art immer, muß „untersten“ Instinkten zuwider sein, dazu kam es von oben, das ist seine Sendung. Und vielleicht hat Nietzsche bloß eben aus Angst vor dem heimlichen Pascal in seiner Brust alles Christentum überwinden zu müssen gemeint. Die beiden sehen einander zuweilen unheimlich gleich, er sieht oft geradezu wie ein Revenant Pascals aus, ein verirrer Revenant, und man kann Pascal einen auf den Kopf gestellten Nietzsche nennen, oder auch Nietzsche einen seinen untersten Instinkten ausgelieferten Pascal. Und beide krönt das Leid.

Seinen Weltruhm aber verdankt Pascal hauptsächlich der Unbeliebtheit der Gesellschaft Jesu. Als der große Jesuitenfeind steht der Autor der Lettres provinciales unter den Vorkämpfern für geistige Freiheit und religiöse Duldung. Sein Glück ist dabei, daß die meisten diese berühmten Briefe, Meisterstücke des Pasquills, stilistisch auch von Bossuet bewundert, von Voltaire als le premier livre de génie qu'on vit en prose gepriesen, kaum auch nur obenhin kennen. Denn wer sie liest, wirklich liest, gar mit der landläufigen Vorstellung von Jesuiten liest, in der wir aufgewachsen sind, wird sich eines wachsenden ratlosen Erstaunens, ja völliger Verblüffung nicht erwehren können: Hier scheinen doch die Rollen ganz vertauscht! Jene landläufige Vorstellung hat am stärksten Hermann v. Gilm in seinem berühmten Gedicht ausgedrückt. „Es geht ein finsternes Wesen um, das nennt sich Jesuit . . . Es wohnt in einem öden Haus und sinnt auf einen neuen Zwang, und schaut es in die Welt hinaus, so wird der Menschheit bang.“ Wesen aber klagt Pascal die Jesuiten an? Daß sie der Menschheit nicht genug bange machen, daß sie zu viel Verständnis für unsere Schwächen zeigen, daß sie zu viel Rücksicht mit unserer Unvollkommenheit haben, daß sie's uns zu leicht machen! Auch dafür haben wir das Zeugnis eines Dichters: wie Gilm gegen die Jesuiten, hat der heitere La Fontaine, Boileaus Freund, für die Jesuiten gedichtet:

En paradis allent au petit pas
On y parvient quoi qu'Arnauld nous en dise:
La volupté sans cause il a banie.
Veut-on monter sur les célestes tours,
Chemin pierreux est grande réverie,
Escobar sait un chemin de velours.

Antoine Arnauld war ein mit Pascal befreundeter starrer Jansenist, von der Sorbonne als Ketzer verdammt, Escobar, ein spanischer Jesuit, von Pascal heftig beschuldigt. Ob nun der chemin de velours, der Jesuitenweg au petit pas nicht auch seine Gefahren haben mag, ist eine Frage, die Beichtväter entscheiden mögen. Daß er menschenfreundlicher ist als Pascals chemin pierreux, wird man nicht leugnen können (Eine kleine Einschränkung erscheint am Platze. Die Red.) und der kluge Franzose hat recht, der einmal gesagt

hat, das Wort „jesuitisch“, in dem Sinne Pascals gebraucht, il faudrait dire que le cœur humain est naturellement jésuite: man müßte dann eigentlich das Menschenherz selber einen gebornen Jesuiten nennen. Wie Theologen immer urteilen mögen, die Humanität ist in dieser Streitfrage jedenfalls auf der Seite der Jesuiten und Pascal ist hier der Finsterling, der Menschenfeind, der Lebensfeind, der Jelt, der „Pfaffe“ im übelsten Sinn des Wortes. Voltaire, hier ein ganz unverdächtig Zeuge, selber doch ein berühmter Jesuitenfeind, übrigens auch Jesuitenschüler, anerkennt, daß, wie „dans la question principale les jésuites . . . avaient raison contre les jansénistes“, Pascal, mögen die Provinciales auch ein noch so bravourses Meisterstück an Wig und Laune, un modèle d'éloquence et de plaisanterie sein, sachlich hier durchaus unrecht hat: „Les meilleures comédies de Molière n'ont pas plus de sel que les premières Lettres provinciales. Bossuet n'a rien de plus sublime que les dernières. Il est vrai que tout le livre portait sur un fondement faux. Mais il ne s'agissait pas d'avoir raison, il s'agissait de divertir le public.“ Das Ergebnis war, daß der Geisteskampf der Zeit durch Pascal ein sujet des plaisanteries wurde, zum Spas von Gaffern und Spöttern. Es ging um Himmel und Hölle, doch das Publikum fragte nur, über wen es sich dabei besser amüsierte. Voltaire wurde dadurch selber in seinem Urteil keinen Augenblick irre, aber er merkte sich das neue Verfahren, er merkte sich, daß der Leser nicht nach der Wahrheit fragt, sondern unterhalten sein will, und er ließ sich das erst nicht zweimal sagen: Pascal wurde der Unherr Voltaire, aber auch Heinrich Heines, ja selbst Nietzsche noch, des Nietzsche der Götterdämmerung, der Schiller als den Moraltrampeter von Säckingen, die George Sand als die Milchkuh mit schönem Stil und Liszt als die Schule der Geläufigkeit nach Weibern erledigt. Für Voltaire ist Pascal schlechweg le premier des satiriques français. Denn mit ihm beginnt eine Zeit, die den Denker wie den Dichter nur noch nach seiner Begabung für die Medisance zu schätzen weiß; es geht nicht mehr darum, wahr zu sein und recht zu haben, sondern Recht behält fortan, wer Wig genug hat, das letzte Wort zu behalten. Lachen ist unüberleglich.

Daß es gerade Freigeister, Zweifler und Ungläubige sind, die für den glaubenstiefen und glaubenstarken, aber auch halbwinisch glaubensengen, glaubenstürnen und glaubenstarrten Pascal schmähen, ist nicht so paradox, als es auf den ersten Blick scheint: sie spüren den Geistesverwandten. Denn er ist der Umschalter, mit ihm lenkt die Lebenskultur des Barocks, der letzten großen Einheit aller menschlichen Kräfte, schon in die Verstandeskultur des achtzehnten Jahrhunderts ein. Er will das durchaus nicht, er weiß es auch gar nicht, ganz wie sich der gute Michel Montaigne, hundert Jahre zuvor, bis an sein seliges Ende keinen Augenblick im frommen Glauben stören und sich nicht träumen ließ, daß sein Geist ein Zweifler war; wir sind auch nur für unseren Willen verantwortlich, nicht aber für unsere Geistesart, hoffentlich! Pascals Wille war durchaus Christ, er hörte nicht auf, mit seiner Geistesart zu ringen; der ganze Jansenismus ist ein Willenschristentum, das seinen Geist

Der Mensch Pascal.

Von Herbert Gulenberg.

Das war stets ein besonderes Vergnügen des alternden Voltaire, sich mit den kleinen fliegenden Händlern zu unterhalten, die an seinem Schloß in Ferney vorüberzogen. Er hatte zeitlebens eine Zuneigung zu solchen herumwandernden Leuten gehabt, die meist eine Unmenge Neuigkeiten mit sich brachten, worauf der gesprächige alte Herr in jener Zeit, die für ihn noch lange nicht genug Postverkehr eingeführt hatte, stets wie Tell's Bogen gespannt war. Mochte es nun ein fahrender Savoyardenknabe mit seinem Murrelter und Dufelsack sein, der vorbeikam und sang:

La marmotte, la marmotte
Aveque si, aveque la
La marmotte ist da.

Oder mochte es ein Reisender mit Tüchern, Bändern, Spitzen, Büchern oder was sonst noch sein, von dem er sich seine Waren anpreisen oder seine Schurken und Geschichtchen erzählen ließ. Diesmal war es ein von Rom nach Paris pilgernder Händler mit Heiligtmägen, der ihm einen Hauptspas machte. Er hatte ihn nach hinten auf den Stufenbau an der Rückseite seines Schlosses führen lassen, wo der große Kranke von Ferney im Sommer seine Nachmittage gern im Freien verbrachte. Angesichts der Klübe, die auf den Wiesen vor ihm gemolken wurden, im Hintergrund die bis in den Juli schneebedeckten Höhen des Juragebirges, führte der Alte hier in Wirklichkeit das Leben, das sein unglücklicher Nebenbuhler in der Gasse der Lesewelt, der arme Jean Jacques, sich stets auf dem Papier ersahnte.

Schnunzend ließ der klapperdürre gezeichnete Greis jetzt all die frommen Dinge, die Gedankenmützen und Heiligenbilder und geweihten Gegenstände Revue passieren, die der Krämer mit sich führte, wobei er, wenn sich eilige Sachen, wie zum Beispiel Papstbildchen, zu oft wiederholten, gelangweilt an die paar Paraden dachte, denen er zuweilen von seinem Fenster in Potsdam aus schauernd zugehört hatte.

„Was habt Ihr denn da Merkwürdiges?“ unterbrach er die Heerchau dieser zahllosen heiligen Stücke und wies auf eine Art eisernen Gürtels, der mit spitzen Stacheln versehen war. Er erinnerte den grauen Freigeist von Ferney ein wenig an die Keuschheitsgürtel, die von den Rittern, die zu den Kreuzzügen ins Heilige Land aufgedrungen waren,

ihren zurückbleibenden Frauen um die Hüften geschlossen worden waren. Oder mehr noch an die Marterwerkzeuge, mit denen sich die Flagellanten, die Geißler, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu Leibe gerückt waren. Der Heiligtmägenhändler wurde ein wenig verlegen und drückte sich um die Auskunzt herum: „Es ist nichts Besonderes, nichts Echtes und nichts Geweihtes. Ich wollte es in Rom loschlagen. Aber kein Mensch mochte es dort haben. Vor allem nicht, als sie hörten, von wem es herrühren soll. Besonders die Jesuiten wurden ganz wild darüber, so daß ich es verstecken mußte vor ihnen. Sie haben drüber in Rom noch viel zu sagen, die Herren von der Gesellschaft Jesu, wenngleich der neue Papst sie nicht neu zu bestätigen wagt. Dieser Gürtel ist bis zu seinem Tode von einem Berrichten in Paris über seinem bloßen Leib getragen worden. Hier die Stacheln — schön scharf, nicht wahr? — soll er sich jedes Mal ins Fleisch gestopfen haben, so oft er von sündigen Aufsechtungen oder von Zweifeln verfolgt worden ist. Früher soll man noch das Blut daran gesehen haben. Ich würde es nachfärben, wenn es sich lohnte. Ja! Ganz bestimmt, gnädiger Herr! Ihnen brauche ich doch nichts vorzuliegen. Er soll ein hochgelehrtes Haus gewesen sein. Ein Rechenkünstler. Pascal oder so ähnlich hat er geheißen! . . .“

„Was!“ schrie Voltaire ihn an und riß gleichzeitig diesen für ihn geweihten Gürtel an sich, dies seltsame Ungeheuer näher zu prüfen.

„Gewiß doch! Er ist mir von einem ehemaligen Pförtner vom Kloster Port Royal in Paris ausgehändigt worden, der ihn wieder von einer Nonne geschenkt bekommen hat, die eine Schwester des Gelehrten im Kloster zu Tode gepflegt hat.“ „Heiß sie nicht Jacqueline, diese Betchweser, und war sie nicht im Orden der heiligen Euphemia?“ Der also häufig ausgefragte Krämer mit frommen Waren wußte diese Einzelheiten nicht genau. Aber er war pfiffig genug, sie zu bejahen. Er merkte, daß dem sonderbaren zappligen Alten von Ferney etwas an diesem Gegenstande gelegen war und funktierte nun kühn drauf los: „Ja! Ja! Es soll eine stockfromme Person gewesen sein und dumm wie Vogelnest.“ Aber da hatte er das Maul zu voll genommen und wurde alsbald von Voltaire unterbrochen: „Nein! Verfrömmelt war sie, gewiß! Aber dumm keineswegs! Sie war von erstaunlicher Fröhscheit und ein Wunderkind wie ihr berühmter Bruder. Noch dazu den schönen Künsten mehr zugeneigt als er. Mit acht Jahren fing sie bereits zu dichten an und ganz Paris war entzückt von ihr,

Sie hatte sogar ihren Vater vor der Verbannung gerettet und bei Hof wieder zu Ehren gebracht. Durch ein paar selbstverjagte Verschen, mit denen sie Richelieus starkes Herz gerührt hatte. Mein Großvater hat sie mit angehört, als sie vor dem Kardinal deklamierte. Nach einer Tragödie, die von den Mädchen aufgeführt worden war. Wie begannen sie noch gleich, diese kindlichen Verse:

Bewundern Sie sich nicht, Sie Hermann ohnegleichen.
Daß ich Ihr Aug und Ohr nicht wußte zu erweichen.
Erinnern Sie sich wohl, mein Vater ist verbannt.

Glückselige Zeiten, da man noch die Brust eines Staatsmannes mit Versen erweichen konnte!“

Diese letzteren Nachklänge an die Zeiten Corneilles tauchte der Patriarch von Ferney mehr mit seiner Nichte aus, die hinzugekommen war, dem Alten in einer Silberkanne neuen Kaffee zu bringen.

„Also, Sie möchten den Gürtel da behalten?“ fragte der Wanderhändler, dem es auf seinen Gewinn ankam.

„Das ist das Dumme bei solchen sogenannten heiligen Hinterlassenschaften, daß man nie genau weiß, ob sie echt sind,“ zögerte der vorichtige Greis noch. „Wenn ich Pascal selber wäre, so würd' ich es auf Treu und Glauben hundertmal nehmen. Er glaubte ja auch an Wunder, dieser wunderliche Mann, und hielt dafür, daß seine Nichte, die Tochter seiner anderen Schwester, von einer unheilbaren Augenentzündung nur durch Berührung mit dem Stück einer Dornenkrone des Herrn geheilt worden sei, das in der Kirche von Port Royal zur Verehrung ausgestellt worden war. Im allgemeinen ist man sonst der Ansicht, daß scharfe Dornen nicht gerade zu traglich für Augen seien.“ fügte der Spötter noch hinzu.

Aber da er das veräuzerte Gesicht des heuchlerischen Trödlers dabei wahrnahm, beschloß er, den Kerl zu entfernen, der ihn womöglich bei den Pfaffen veralatschen würde. „Man soll ihm vom einen Louisdor auszahlen für den Schwundel hier!“ wandte er sich zur Nichte. Der scheinheilige Wanderhändler wollte nach Art solcher Hausierer gegen den Preis Einspruch erheben. „Genug!“ schrie da der Alte und schlug mit seinem Stock mit einer Festigkeit auf den Tisch, wie er sie dem König von Preußen abgequackt hatte. Und Händler und Nichte waren verschwunden. Der Gürtel hatte sich von dem Schlag auf den Tisch zusammengedrückt und bildete jetzt so etwas wie ein Dreieck auf der Stelle, wo er lag. „Merkwürdig!“ grübelte der alte Fuchs: „daß ein Mann, der als zwölfjähriger Knabe, ohne vorher das Geringste von

rebellierten fühlt und nun die Schuld irgendwie von sich abschieben will: ins Metaphysische. Daher auch die Wollust von Schadenfreude, mit der Pascal in der Bosheit des Menschen wüthet: „Ce vilain fond de l'homme, ce figementum malum, n'est quo couvert; il n'est pas oté.“ Daher aber auch, weil er seinen Glauben immer wieder von seiner Geistesart, in der schon die des achtzehnten Jahrhunderts vorankippt, bedroht fühlt und sie nun mit dem Geist überhaupt verwechselt, die Wutanfälle gegen den Geist, mit der Entladung in dem furchtbaren Aufschrei: il faut s'abêtir! Der heilige Thomas von Aquin, ein höherer Geist, fand keine Notigung dazu. Doch Pascals Geist ist von einer neuen Art: er will die Wirklichkeit nicht anerkennen. Wer das Christentum nur aus Pascal kennt, müßte Nießsche zustimmen, der darin eine „Lobpreisform gegen die Realität“ sehen will. Aber wenn Pascal die Wirklichkeit haßt, ist es nicht der Christ, der aus ihm spricht, sondern jener Geist des achtzehnten Jahrhunderts, dem Pascal zum erstenmal das Wort gibt. Bourget hat, vor mehr als dreißig Jahren schon, gezeigt, wie man oft aus Pascal bald Rousseau, bald sogar Broudhon zu hören meint, ja mit einer fureur de destruction, die von keinem Revolutionär mehr überboten worden ist. Und erst wenn man inne wird, welchen furchtbaren Volkswillen Pascal in sich niederzuringen hatte, versteht man das entsetzte, vergrämte, wilde Gesicht seines Christentums und man versteht doch auch zugleich, wie gerade dieses erbitterte Christentum Ungläubige fasziniert: sie spüren den Geist des Aufstiegs, der Willkür, des Hochmuts darin, den hier nur ein ungeheurer Wille noch zur Liebe verzwangelt hat.

In den dreißig Jahren, um die Pascal jünger war als Poussin, muß die Menschheit um ein Jahrhundert älter geworden sein. Bei Poussin ist sie noch völlig in Kraft und Unschuld, heroisch zugleich und arkadisch: der Mensch scheint da bloß seinen Trieben gehorchen zu müssen, um sie beherrschen zu können, so rein fühlen sie sich von einander bedingt, so gern fügen sie sich ineinander. Pascal ist das erste Spiel einer neuen Art, der des aufgestörten Menschen, der immer insgeheim irgendeinen Sklavenaufstand in sich zu fürchten hat, den nicht mehr die Spannung ausgewogener Triebe von selber hält, der sich nicht mehr geführt fühlt, sondern bei jedem Schritt von neuem erst wieder fragen, seinen Willen oder irgendeinen Affekt oder seinen Verstand befragen muß und in lauter solchen kleinen Entscheidungen des Scrupulanten sich so furchtbar erschöpft, daß dem Heroismus alles Föhl, der Tat das Lächeln, der Welt Arkadien vergeht. Ein Jahr nach Pascals Tod kam an den französischen Hof die letzte große Gestalt des arkadisch-heroischen Barocks: Bernini, der sich jeden Morgen im allerheiligsten Sakrament die Kraft holte, den ganzen Tag über diese schöne Welt zu segnen und in seinen Werken dem lieben Gott unablässig für sie zu danken. Wie gewaltig weit aber muß doch die Spannung einer Epoche gewesen sein, in der Raum war für alle drei zugleich: Pascal, Poussin und Bernini!

Die Reise nach Komakuku.

Aus einer noch unveröffentlichten Reise von „Geschichten aus seltsamer Jugend“.

Von Franz Karl Ginzkey.

Mein Vater liebte es, am äußersten Rande der Stadt zu wohnen, wo ihn Mauern, Ruggärten und bauliches Brachland vor unbehaglicher Nachbarschaft bewahrten. Einmal wohnten wir in einem alten einstöckigen Hause, das eine ungeheure Loreinfahrt besaß, groß genug, um einen hochbeladenen Heuwagen in sich aufzunehmen. Möglicherweise hausten einmal Bauern dort oder Fuhrwerker oder war es

ein Feuerwehrtdepot, wir wußten es nicht. Mir blieb nur das eine gut in Erinnerung, daß in das schwere, einflügelige Tor ein kleines, kaum mannshohes Türchen geschnitten war, durch das man für gewöhnlich ein oder aus ging. Es gelang mir einmal nach einiger Mühe, den mächtigen Riegel des großen Tores zurückzuschieben, und das hatte in seiner weiteren Entwicklung für mich kleinen Jungen die merkwürdigsten abenteuerlichsten Folgen, von denen ich hier erzählen will.

Sehte ich mich nämlich in den Ausschnitt der kleinen Tür und gab ich dem großen Tor einen Schwung, so wurde daraus eine Reife. Es dauerte gut an fünf oder sechs Sekunden, bis das gewaltige Tor von einem Ende zum anderen hinüberschwang, und diese scheinbar so kurze Frist war das köstliche Pfund, mit dem ich nunmehr zu wuchern hatte. Wenn ich jemals erkannte, daß Zeit und Ort etwas durchaus Relatives seien, so geschah es damals bereits, und jede spätere Erkenntnis hat das mir noch bestätigt.

Als ich die Fahrt auf dem großen Tor zum erstenmal antrat, schrie ich, am anderen Ende angekommen, plötzlich: „Ankunft in Komakuku!“

Was wollte ich damit? Ich weiß es bis heute nicht, es war ganz unvermittelt aus mir entsprungen, es war vorhanden und ließ sich nicht mehr wegtun. Ich meinte vielleicht eine Stadt damit, ein Land, ein Sehnsuchtsziel, eine Traumstation, ich gab mir darüber keine Rechenschaft, es widerstrebte mir sogar, mir etwas Reales darunter vorzustellen, denn gerade das Ungeheure daran gefiel mir.

Von da an rief ich, bald in Gedanken, bald auch laut, so oft ich die schwunghafte Reife vollendet hatte: „Ankunft in Komakuku!“ Das neue Spiel begann mir zu gefallen, und zwar nicht nur des seltsamen Zieles, sondern wohl noch mehr des wunderlichen Weges wegen. Es zeigte sich nämlich, daß für meine kindlich spritzende Phantasie jene fünf oder sechs Sekunden etwas Unerhörtes zu sein vermochten, an Dauer, Fülle, Bedeutsamkeit des Geschehens.

Zu Anfang war es so, daß ich etwa aus meiner Vaterstadt im Traume auszog, weit über Berg und Tal, von Ort zu Ort, von Volk zu Volk, durch wechselndes Gebraue menschlicher Vielfalt, durch immer neue Offenbarungen beglückender Natur, bis ich am Ende, zum Versten erfüllt und durchschauert von Erlebnissen und wohl schon etwas reisemüde, an meinem Ziele Komakuku eintraf. Zeit und Raum schienen dabei wie aufgehoben in der schwingenden Bewegung des alten Tores oder doch als etwas durchaus anderes, ich fühlte mich plötzlich Herr über diesen und jene, ich konnte Zeit und Raum einmal kürzer, einmal länger werden lassen, sie bejahen oder verneinen, wie es mir beliebte. Etwas durchaus dämonisch Neues, mich sieghaft Herausforderndes lag in dieser Erkenntnis der inneren Kraft der Phantasie des sich Hinüberschwingens aus sich selbst zur eigenen, neu erschaffenen Welt.

Am Ende aber mußte es doch geschehen, daß ich immer wieder in Komakuku ausstieg, wenn das alte Tor mich ans Ziel gebracht.

Da es sich nun aber um einfache Pendelschwingungen bei dieser Reife handelte, wobei ich einmal hüben, einmal drüben ankam, lag Komakuku bald auf der einen, bald auf der anderen Seite. Wo früher der Ausgang gewesen war, lag nun das Ende, und zwischen beiden pendelte ich hin und wider, wurde mit Freuden begrüßt, nahm mit Behmut Abschied und segelte so hin und her durch eine unerhörte Blütenhaftigkeit eines neugewonnenen Lebens.

Im weiteren Verlaufe des köstlichen Spieles geschah es aber nun, daß ich mich mit örtlichen Reisen nicht mehr begnügte und daß ich mit den zeitlichen begann. Ich entdeckte nämlich, daß es auch durchaus möglich sei, als Knabe, als Jüngling auszugehen und binnen weniger Sekunden als teifer Mann in guter geachteter Stellung in Komakuku

einzutreffen. Oder es konnte geschehen, daß ich sehr trüben Gemütes die Heimat verließ, und durchaus vergnügt und seelisch gehoben in Komakuku ankam. Erfahrung reichte sich an Erfahrung, Erlebnis an Erlebnis. Ich zog zum Beispiel als einfacher Soldat in den Krieg und hielt in Komakuku als siegreicher General meinen Einzug. Oder ich hatte ein liebes junges Gemahl und reiste mit ihm in die Welt, und als wir in Komakuku eintrafen, waren wir leicht ergraut und nannten drei holderblühende Töchter und sieben wackere Söhne unser eigen. Auch als Dichter zog ich zeitweise aus und erhielt, ich wollte nicht unbescheiden sein, in Komakuku jedesmal den Titel kaiserlicher Rat. War ich krank daheim, so wurde ich drüben in Komakuku gesund, war ich einfaß, so fand ich mich dort in Gesellschaft, am meisten aber liebte ich es, meine Schulaufgaben, die mich hart bedrängten, nicht nur vollendet, sondern auch bereits mit einem „Sehr gut“ oder „Vorzüglich“ klassifiziert zu sehen, was mit den nackten Tatsachen, ich brauche das kaum zu erwähnen, in ziemlich krassem Widerspruch stand.

Und so lernte ich in diesem mir immer bedeutsamer erscheinenden Spiele, daß es eine gute und erbauliche Freude sei, sich die Wünsche des Lebens aus dem Nichts von selbst zu erfüllen in der Dauer von wenigen Sekunden, und es kam mir am Ende, da alles sich so prächtig fügte, auf das wirkliche Leben gar nicht mehr an, und ich wußte bald keine bessere Beschäftigung, als diese harmlose und doch so entscheidende Spielfahrt mit dem alten Zaubertor, das auf und abschwang, auf und ab in nie verjagender Freigebigkeit.

Es ist aber des Menschen Schicksal, wir wissen es alle, mit dem Vorhandenen niemals zufrieden zu sein und so geschah es, daß ich plötzlich, was ich in einsamen Träumen erlebte, auch in die Wirklichkeit überseht und sogar vor einem zweiten Wesen bestätigt wissen wollte. Und damit begann der Niedergang.

Im Nachbarhause wohnte nämlich ein kleines Mädchen namens Elvira, das kam zuweilen mit anderen Kindern zu mir herüber und spielte mit mir. Es war das Töchterchen eines Arbeiters aus dem Marinearsenal, eine kleine Italienerin, wie ja die meisten Kinder aus der Nachbarschaft, der erbgeerbten Einwohnerschaft von Pola gemäß, italienischer Geblütes waren. Ich einjämmer kleiner Deutscher vertruug mich leicht und schlecht mit ihnen, bald gab es gemeinsame Spiele, bald gemeinsame Prügeleien. Mit der kleinen Elvira in Konflikt zu geraten aber hütete ich mich, denn sie hatte es mir mit ihren berebten Augen, dem roten, ewig plaudernden Mündchen und ihrer ganzen garten dunklen Fremdländigkeit irgendwie angetan. Doch war ich mir dessen damals wohl kaum bewußt, es war nur etwas Feines, Empfindsames um unsere Freundschaft gesponnen, das mir seltsam wohltat und mir die Spiele, an denen sie teilnahm, doppelt willkommen erscheinen ließ.

An einem Nachmittage, als ich eben aus der Schule kam, wo es mir wieder einmal gar nicht behagt hatte, gelüftet es mich, mich auf mein altes Hausdor zu setzen und mich an einer schönen neuen Luftfahrt nach Komakuku zu erbauen. Als was ich damals auszog und als was ich ankam, das weiß ich heute nicht mehr, doch mußte es wohl etwas sehr Erfreuliches gewesen sein, denn ich rief mein „Ankunft in Komakuku“ diesmal besonders laut und selbstbewußt.

Wie erschrak ich aber, als ich, mich zu einer neuen Fahrt anschickend, den dunklen Lockenkopf Elviras um die Mauerecke spähen sah, das Mündchen aufgerissen, die dunklen Augen starr auf mich gerichtet.

„Was hast du da gerufen?“ sagte sie nach einer Weile. Ich überlegte zuerst. Es war eine Stimme in mir, die mahnte: „Vertrete dich nicht!“ Doch erhob sich sogleich mein Knabenstolz dagegen und etwas wie Würde im Geiste, und

der mathematischen Wissenschaft erfahren zu haben, die sein Vater dem allzu klugen und reizbaren Kinde mit Absicht ängstlich fernhielt, mit Kohle ein Dreieck auf den Fußboden zeichnete, um daran die Weisheit des Euklid, daß die drei Winkel eines jeden Dreiecks zusammen 180 Grad ausmachen, merkwürdig, daß ein derartiges Neugiergenie es fertig bringt, einen solchen selbstquälerischen Leibesgurt wie diesen anzulegen. Der Geist allein genügt ihm offenbar nicht, sich emporzulutern. Er bedurfte noch dieses Marterwerkzeuges dazu. Ja, seine Geringschätzung der bloßen Vernunft ging so weit, Denker wie Descartes und Montaigne um ihr Ansehen zu bringen. Montaigne hat er geradezu als eine Gefahr bezeichnet, diesen klügsten französischen Aristokraten, in dessen geistiger Abhängigkeit er nebenbei sein Leben lang gedacht und geschrieben hat. „Dieser Heide Montaigne“, hat er einmal über ihn geurteilt, „zweifelt schließlich an seinem Zweifel und dreht sich in seiner Unwissenheit in einem endlosen Kreise um sich selbst und kommt ohne den rechten Glauben an Gott und Christus nie zur Ruhe.“

„Ah, mein seltsamer Herr Gürtelträger, sind Sie denn zur absoluten Ruhe gekommen? Ich hätte jedenfalls lieber das Schloßdasein des Herrn von Montaigne führen mögen, dem ich mich nach Kräften anzugleichen suche, als Ihr ständig krankes, geplagtes Leben, mein lieber Weise, das mit knapp neununddreißig Jahren wie ein schlechter Faden abbrach, wohingegen unser kluger Vicomte es doch fast auf seine sechzig brachte. Und was die Tugend anbetrifft, so darf ich Ihnen sagen, daß ich nicht so sehr viel von ihr halte, wenn man sie mit derartigen Gewaltmaßregeln wie an einer Gebißstange halten muß.“ Der Alte von Ferney tippte dabei an den Gürtel, der in der Tat fast einer Kardate gleich, wie man sie wilden Pferden als Zaum anlegt. „Darf ich Ihnen eine Geschichte aus Ihrer Jugend ins Gedächtnis zurückrufen, Sie Selbstkasteier?“ fuhr Voltaire in seinen Gedanken fort: „Sie zeigten in Rouen einen frommen alten, einfältigen Kapuzinermönch, weil er sich seine eigenen harmlosen, krausen Vorstellungen von der Dreieinigkeit zusammensetzte, bei dem dortigen Erzbischof wegen Kezerei an.

Und er wäre sicherlich getötet worden, wenn Ihr milderzigerer Vater ihn nicht aus den Klauen des Kezegerichtes befreit hätte. War das tugendhaft, war das edelmütig, war das gut und christlich im Sinne Ihres heißbekehrten Glaubensstifters gehandelt? Machen Sie keine Ausflüchte, keine Wortklaubereien, Sie schlauer Scholast, der Sie uns

die Möglichkeit von Wundern mit der gleichen Schärfe und Genauigkeit zu beweisen suchten wie die von Ihnen beobachteten Gezehe über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten oder über Druck und Schwere der Luftmasse!“

In dieses Verhör, das der zweifelsüchtige Geis mit dem körperlich nur mehr in seinem Martergürtel vorhandenen Pascal anstellte, trat seine Nichte zurück mit der Meldung, daß sie den fliegenden Krämer abgefertigt habe. Neugierig beschaute sie sich ihrerseits nun den von ihrem Oheim erstandenen Zauberring. „War er wirklich ein so bedeutender Mann, dieser Pascal?“ fragte sie in ihrer Einfältigkeit.

„Unbedingt!“ belehrte sie ihr Weisheitsborn. „Pascals einziger Fehler war, daß er ein zwiegespaltenes Gehirn hatte. Er kletterte heute auf den Pyrenenberg, den Puy de Dome, in dessen Nähe, in Clermont, er übrigens auch geboren ist, um dort mit Hilfe des Mannes seiner Schwester durch das Barometer Höhenmessungen vorzunehmen. Und er setzte sich andererseits morgen hin, um dir zu beweisen, daß Cyrus, Alexander, die Römer, Pompejus und Herodes, ohne es zu wissen, bereits für die Wahrheit des Evangeliums tätig waren.“

„Hat Pascal nicht aber gegen die Jesuiten geschrieben?“ wagte die Nichte Voltaires ihn zu unterbrechen. Sie erinnerte sich plötzlich der berühmten „Lettres à un provincial“ und wollte die Gelegenheit nicht verabsäumen, dem Dunkel ihre Gelehrsamkeit kundzutun.

„Gewiß!“ polterte der Alte: „Das ist seine vernünftigste Tat gewesen. Aber was haben sie erreicht, diese ohne den Namen des Verfassers erschienenen Briefe, die er heimlich in Wien drucken und erscheinen lassen mußte, wie ich meine satirischen Schriften in Amsterdam? Sie haben die französische Schreibweise verbessert, sonst nichts. Die Väter der Gesellschaft Jesu haben diese Kadelstiche überwunden wie ein gesunder Magen einen Koffeinfall übersteht. Er wirkt nur purgierend, nicht tödend. Das war ja der Grundfehler all dieser Janzenisten und Einsiedler und Beschwörern von Port Royal, daß sie vermeinten, die Kirche aus ihrem Schoße heraus verbessern und umbilden zu können. Zu schwach zur Auflehnung und zu ohnmächtig zu Neumformungen war der Janzenismus in Frankreich von Anfang an totgeboren. Dies Band ist kein Band für Partikularismus, weder politischen noch religiösen.“

Im übrigen dürfen Sie bei der Betrachtung Pascals nie vergessen, meine Leure, daß sein Gehirn seit einem Un-

fall, den er auf einem Ausflug auf der Brücke von Neuilly bei Paris erlitten hatte, in Unordnung geraten war. Der junge Lebemann, der bei Pascal damals noch war, hatte sich nämlich eines Sonntags wieder einmal mit einem seiner Mitläuferlinge einen Sechsspänner geleistet, auf die Kirmeß zu Neuilly zu fahren. Auf der Brücke zum Vergnügungsplatz aber scheiterte die Kasse und stürzte in den Fluß hinunter. Die Fägel rissen. Und durch dies „Wunder“ blieb der Wagen samt seinen Insassen verhängt auf der Brücke stehen. Für Pascal wurde dies jedoch zu einem Fingerzeig Gottes, der ihn von nun in die äußerste Abtötung trieb, in der sich seine frömmelische Schwester bereits seiner harrend befand.“

Dies Ereignis war ein Lieblingsgeschichtchen des alten Voltaire, der damit den Schlüssel zur späteren Himmelfahrt Pascals gefunden zu haben glaubte. Der verschlagene Freigeist wußte noch nicht, daß diese Wandlung im Leben Pascals gar keine derart plötzliche gewesen war, sondern sich ganz allmählich durch das Zureden janzenistischer Ärzte, das Beispiel seiner weltlichlichen Schwester, wie vor allem auch durch beständige qualende Krankheiten vorbereitet worden war. Er wußte gleichfalls nicht, daß man nach Pascals Tode im Futter seiner Wüste eingeklebt einen Pergamentstreifen gefunden hatte, der ihm anscheinend ein Annullat, ein Schutzmittel gegen Anfechtungen und böse Zauber gewesen war. In einer düsteren Novembernacht hatte da der von Zweifeln geplagte sieche Denker in allerlei lateinischen und französischen Wörtern sich seinen künftigen Lebensweg vorgeschrieben, gipfelnd in folgendem: „Gott Abraham, Isaaks und Jakobs, nicht Gott der Weltweisen und Gelehrten. Gewißheit, Gewißheit, Empfindung. Gott Jesus Christus, dein Gott wird mein Gott sein. Ich habe mich von der Welt getrennt. Gänzliche Unterwerfung unter Jesus Christus, meinem Leiter. Freude, Freude, Freude. Tränen der Freude.“

Aber wenn er auch dies Schriftstück eines gesteigerten Menschen gekannt hätte, dem greisen, ungläubigen Thomas von Ferney wäre es unverständlich geblieben wie die Schwärmerie der Konvulsionäre, jener Nachjanzenisten, die zu seiner Zeit auf den Friedhöfen von Paris über den Gräbern ihrer blühenden Vorgänger sich wälzten und in Zuckungen gerieten.

„Was gedenken Sie mit diesem unheimlichen, stacheligen Gürtel zu tun, lieber Oheim?“ erkundigte sich jetzt seine Nichte und kam sich in ihrer dünnen Freisinnigkeit recht

es reizte mich, zu bekennen: „Ankunft in Komakuku habe ich gerufen!“

„Komakuku, was ist das?“ fragte die kleine in höchster Neugier.

„Es liegt am Ende meiner Reise,“ sagte ich. „Es ist immer das, was ich mir gerade wünsche. Es ist schöner als alles, was ich bisher erlebte. Sieh' dich zu mir, Elvira, und fahre mit mir. Es ist schon lange mein Traum, mit dir nach Komakuku zu reisen.“

Elvira starrte mich eine Weile erschrocken an, dann wandte sie sich plötzlich um und lief wie besessen davon, indes sie unaufhörlich schrie: „Er fährt nach Komakuku, er fährt nach Komakuku!“

Ihr silbernes Lachen schlug mir aufs Herz, auf diese Wirkung war ich nicht gefaßt gewesen. Traurig und völlig ermüdet saß ich auf meiner Tür, um etwas sehr Hohes und Schönes, wie ich schon damals fühlte, gebracht. Und ich verspürte nicht die mindeste Lust mehr, meine Reise fortzusetzen. Und schließlich ging ich in mein Zimmer hinauf und versuchte zu lesen, in irgendeinem Märchenbuch. Aber auch davon war mir die Freude im Augenblick vergällt, es schien mir nicht recht glaubhaft, was hier zu lesen stand, oder nicht der Mühe wert, geglaubt zu werden. Gespenster der Wahrheit rüttelten an den Pforten meiner erschrockenen Seele, beschworen von dem Garten, ach sonst so liebenswürdiger Kinde Elvira.

Am nächsten Tage, als ich wieder aus der Schule heimkam, erwartete mich jedoch noch Schlimmeres. An der Ecke meines Hauses sah ich die ganze Jugend der Nachbarschaft in einer Reihe aufgestellt, unter ihr auch Elvira, und als ich, nichts Gutes ahnend, in Hörweite kam, empfing mich grauenhaft ein vielstimmiger Chorus:

Makako von Sonokuku,
Wann fährst du nach Komakuku?

Verzweiflung überfiel mich und ungeheuerliche Wut. Elvira hatte mich verraten! Und Makako nannten sie mich, das war ja eine besondere Sorte von Affen, siehe unser Schulbuch, Naturgeschichte!

Das war empörend, das war gemein!

Hier blieb nur eines — Rache, und zwar sofort! Und ich ließ meine Schulbücher fallen und lief, mein Lineal schwingend, auf die verruchte kleine Gesellschaft zu, die schreiend und höhrend nach allen Windrichtungen auseinanderstob. Ich aber stürzte blindwütig hinter ihnen drein und sah die flatternden Locken Elviras plötzlich vor mir, und sah, daß sie straukelte und zu Boden fiel.

Und da lag sie nun, die kleine Schlange, Augen und Mäandchen angstvoll aufgerissen, irgendwie ihr Schicksal, die Vergeltung erwartend.

Die Hilflosigkeit des Kindes aber und etwas unsäglich Dummes, das die Angst über sein sonst so hübsches Gesichtchen gebreitet hatte, haben mich mir selbst zurück. Ich blieb mit verchränkten Armen vor ihr stehen und sagte, durchaus höflich und der Größe des Augenblicks bewußt: „Ich hätte das nie von dir gedacht, Elvira!“

Hierauf wandte ich mich um und schritt gemessen nach Hause, nachdem ich meine Schulbücher wieder aufgefunden. Elvira aber blieb auf der Stelle sitzen, wo sie hingefallen, und heulte, heulte, daß es zum Erbarmen war. Doch nützte ihr das nichts. Ich wußte, daß es keine Brücke mehr zu schlagen gäbe zwischen mir und ihr und dem Wege nach Komakuku.

Das ist die Geschichte meiner seltsamen Reise mit dem alten Tor, ihr Glück und ihr trauriges Ende. Ich bin nie wieder nach Komakuku gefahren, mir war die Lust daran verdorben, und ich fürchtete auch, dabei von unberufenen Augen aufs neue ertappt zu werden.

Und doch, was war es, was ich später trieb, die kommenden Jahre und all die weitere Zeit meines Daseins hindurch? Ich bin auf dem Tor des Lebens gefahren,

immer nach Traumland, auf und ab, auf und ab. Ich habe Gedichte und Geschichten geschrieben und sie immer wieder drucken lassen, immer wieder. Und ich habe dabei die naheliegenderen, die wahrhaft klugen Worte des Lebens so gut wie verjäumt. Was also war mein Leben anderes als die Reise nach Komakuku?

Ethik der Schönheit.

Von Dr. Richard N. Gondenhowe-Kalergi.
(Siehe Nr. 21108 der „Neuen Freien Presse“ vom 16. Juni 1923.)
3. Schönheit der Seele.

Die Kaloagathie fordert:
In einem gesunden Körper eine gesunde Seele!
In einem starken Körper eine starke Seele!
In einem reinen Körper eine reine Seele!
In einem schönen Körper eine schöne Seele.
Sie fordert die Ergänzung der Körperkultur durch eine entsprechende Seelenkultur.

Noch vor 150 Jahren wußte man in Europa sehr wenig von Körperkultur: Hygienik war unbekannt, Gymnastik war unbekannt, ebenso wie der Wert und Sinn der Reinlichkeit. Seitdem hat die europäische Körperkultur bedeutende Fortschritte gemacht. Während noch der ganze Hof Ludwigs XIV. ungewaschen war, betrachtet es der moderne Gentleman als selbstverständlich, sich täglich zu reinigen.

Ebenso wie dieser Wille zur körperlichen Reinlichkeit, einmal geweckt, immer weiter um sich greift und sich ohne staatliche oder religiöse Sanktion von selbst durchsetzt — so könnte auch das Bedürfnis nach seelischer Reinlichkeit einmal allgemein werden.

Die Weltanschauung des zwanzigsten Jahrhunderts, die den Materialismus des neunzehnten überwand, hat die verschollene Seele wieder entdeckt. Es gilt aus dieser theoretischen Voraussetzung die praktische Konsequenz zu ziehen und der Seele die gleiche Fürsorge zuzuwenden wie dem Körper.

Daraus ergibt sich die Mission der Ethik in unserem irreligiösen Zeitalter. Diese Mission der Ethik ist: Hygienik, Gymnastik und Kosmetik der Seele zu sein, über Gesundheit, Kraft und Schönheit der Seele zu wachen.

Ethik als Hygienik der Seele setzt die Auffassung voraus, daß die menschliche Natur im Grunde gut sei. Diese heidnische Auffassung steht im schroffsten Gegensatz zur christlichen Lehre von der Erbsünde. Während das Christentum die Verleugnung unserer Natur fordert, fordert das antike und moderne Heidentum die Entfaltung und Bekämpfung unserer Seele. Die griechische Forderung nach einem naturgemäßen Leben deckt sich mit der konfuzianischen Auffassung, daß das Gute im Menschen natürlich, das Böse krankhaft sei, sowie mit den Worten Goethes: „Was wir böse in der menschlichen Natur nennen, ist nur eine fehlerhafte oder unvollkommene Entwicklung, eine Mißbildung oder Verunstaltung — Mangel oder Uebermaß einer sittlichen Eigenschaft eher als etwas positiv Böses.“

In diesem Sinne betrachtet die moderne Wissenschaft viele Verbrecher als pathologische Phänomene, als Kranke; in diesem Sinne spricht man von „Moral insanity“ — sittliches Irsein. In diesem Sinne wird manches, was früher als Laster betrachtet und bestraft wurde, heute als Krankheit behandelt und durch Psychoanalyse geheilt. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo alle sittlichen Defekte auf pathologische Veranlassung zurückgeführt werden — wie heute schon Kleptomanie, pathologisches Lügen oder pathologischer Geiz. Dann wird das Verständnis und die Pflege der seelischen Gesundheit ebenso allgemein werden wie das Verständnis und die Pflege der körperlichen Gesundheit. Dann wird man Moral lehren statt predigen.

Die zweite Aufgabe der irreligiösen Ethik ist: Gymnastik der Seele zu sein. Wie die körperliche Gym-

nastik den Körper stark und geschmeidig erhält — so soll die seelische Gymnastik die Seele stark und geschmeidig erhalten. Beide Formen der Gymnastik wurzeln in der Erkenntnis, daß jedes Organ und jede Funktion geübt werden muß, um ihre Spannkraft zu erhalten. Daher ist jede sittliche Tat ein Impuls zur Stärkung der Seele, zur Erhöhung ihrer Tapferkeit, zur Verfeinerung ihres Gerechtigkeitssinnes oder zur Steigerung ihrer Liebesfähigkeit; keine Tat, weder eine gute noch eine böse, weder eine edle noch eine gemeine, geht an der Seele spurlos vorüber: so wird die Seele zum Produkt ihrer Taten.

Hier liegt die Bedeutung der Askese. Askese ist die griechische Uebersetzung des englischen Training, Askese ein Training der Seele. Wie physische Höchstleistungen nur durch Training zu erzielen sind, so sind physische Höchstleistungen nur durch Askese zu erreichen. Sie steigert die Seele zur Größe im Handeln und im Ertragen. Nur wer früh gelernt hat, seinen Wünschen freiwillig zu entsagen, erlangt die Kraft zur wahren Freiheit, die Kraft zu einem idealen Leben, während ein verweichlichter Wille früh verfällt.

Die dritte Aufgabe der irreligiösen Ethik ist: Kosmetik der Seele zu sein, die Seele rein und schön zu erhalten. Das Bedürfnis nach seelischer Schönheit und Reinheit muß ebenso stark werden wie das Bedürfnis nach körperlicher Schönheit und Reinheit. Die Menschen sollen erkennen, daß Edelmut identisch mit innerer Schönheit — Gemeinheit identisch mit innerer Häßlichkeit. Daß Ästhetik und Ethik ihrem Wesen nach identisch, nur ihrem Objekt nach verschieden sind: denn Ästhetik ist die Lehre vom Schönen um uns — Ethik die Lehre vom Schönen in uns.

Der Schlüssel zur Kosmetik ist: Steigerung des Ehrgefühles bei Knaben — des Schamgefühles bei Mädchen.

Um aber zum Fundort der Moral zu werden, muß die Ehre vom Schicksal unabhängig werden. Eine neue Menschenethik soll an die Stelle der feudalen Räuberethik und der bürgerlichen Krämerethik treten. Denn heute herrschen Mißverständnisse über Ehre und Schande. Wenn ein Stärkerer einen Schwächeren ohrfeigt — so gilt heute der Geohrfeigte als ehrlos — während in Wahrheit der Stärkere seine Ehre befehlet hat. So hat die feudale Eradition den Ehrbegriff auf den Kopf gestellt. Zum archaischen Punkt des künftigen Ehrbegriffes muß die Erkenntnis gestellt werden, daß mir niemand auf der Welt meine Ehre rauben kann, außer ich selbst durch eine gemeine Handlung; daß meine Ehre nicht abhängt von dem, was ich erleide, sondern von dem, was ich tue.

Wie jeder Knabe ein Ehrenmann — so will jedes Mädchen schön sein. Schönheit ist Selbstzweck. Der Wille zur Schönheit kann zum festesten Fundament künftiger Ethik werden. Tugend und Weisheit sind die dauerhafte Kosmetika, die es gibt. Kein Gesicht kann so häßlich sein, daß es nicht verklärt werden könnte, durch einen durchseelten oder durchgeistigten Ausdruck. Und kein Gesicht kann so schön sein, daß es nicht häßlich wird durch einen gemeinen Ausdruck. Diese innere Schönheit, die nach außen leuchtet, nimmt mit den Jahren zu, während die rein materielle Schönheit mit den Jahren abnimmt: deshalb gibt es kein sicheres Schönheitsmittel als große, reine und edle Gedanken, Gefühle und Handlungen.

Wenn erst die Menschen den ästhetischen Charakter des Gegenstandes von Edel und Gemein voll erfasst haben werden, dann werden sie von selbst bestrebt sein, edel zu handeln: denn niemand will häßlich, jeder will schön sein. Wie jeder sich lieber mit schönen Gegenständen umgibt als mit häßlichen, so werden die Menschen lieber ihre schönen Charakterzüge entfalten als ihre häßlichen. Und auf die Frage, warum sie edel handeln, werden sie antworten: „Weil es schön ist!“

überlegen über den halbmittelalterlichen Gräbler vor, der sich mit diesem unsauberen Dings noch wie ein Mönch des dreizehnten Jahrhunderts geschunden hatte.

„Ich will ihn in die Kapelle bringen“, verwies ihr Dunkel ihr die spöttische Geringschätzung gegen einen, der immerhin einer seiner Berufsbrüder gewesen war, und zwar jemand, mit dem er sich stets besonders gern beschäftigte. Ob dieses Marterzeug nun wirklich auf dem glühenden Fleisch jenes christlichen Eiferers geruht hat oder nicht, ich mag es um Pascal und der Möglichkeit willen, daß es sein Eigentum gewesen ist, nicht weiter entwürden. Damit stapfte Voltaire an seinem dicken Knotenstock, den er hier auf dem Lande trug, dem kleinen Kirchlein zu, das er mit der Inschrift: „Deo erexit Voltaire!“ seinem persönlichen Gott errichtet hatte. Es war Abend geworden, und die Arbeiter, die er zum Weben und Uhrmachen nach Fezney gezogen hatte, begrüßten ihn auf ihren Vespergängen fast so ehrfurchtlich wie die Untertanen des Papstes im Kirchenstaat sich vor ihrem geistlichen Herrn zu verneigen pflegten. Der alte Mann, der freieste Kopf Frankreichs, schloß jetzt die Tür zu der Kapelle auf, die mehr einem Betstuhl der Quäker als einer Kirche glich. „Wir sind allzumal noch in unserem Gehirn gewissermaßen Zweihäuser oder Spaltheuser, wir geistigen Wiederhauer!“ sinnierte der Greis dabei. „Wir müssen uns zu dieser Welt der Erfahrung noch eine der Einbildung hinzudenken, oder besser träumen. Sonst gehen wir an der Verzweiflung oder an der Vereinfachung zugrunde.“

„Hier, höchstes Wesen!“ — Damit legte er den angelegten Martergürtel auf den Tisch des Herrn, den auch seine Kirche enthielt —: „Hier übergebe ich dir die Buchtaube, die sich einer der Unsern selber gebunden hat. Wenn es einem Menschen möglich ist, sich durch Kasteiung und durch Unterwerfung dir ähnlich und gefällig zu denken, so muß es Pascal gelungen sein. Ich gebe zwar sonst nicht viel auf das Kredo und den Katechismus, den die Kranken sich und uns zurecht zimmern. Aber vor der tiefen Gläubigkeit und der nicht hegenden Gottseligkeit eines solchen zu dir Bekehrten, der, trotzdem er der Begründer der Wahrscheinlichkeitsrechnung war, doch noch auf das Evangelium schwor, mache ich immerhin meine Verbeugung.“

Sprach's und versuchte, wie der Katholik vor dem Allerheiligsten, einen Knig zu machen, was ihm freilich bei dem teuflischen Verbeugung, der überall bei ihm hervorsah, nur höchst schwer gelingen wollte.

Literaturblatt.

Die Avalundrucke.

Von Felix Salten.

In den letzten vier, fünf Jahren, die wir damit verbracht haben, uns in einen armeligen und erniedrigten Zustand zu gewöhnen, erschienen diese Bücher als eine Art von Ereignis, als ein überraschender und darum doppelt wohlthuender Trost. Sie kamen langsam nacheinander, mit einer gelassenen Selbstverständlichkeit, gleichsam als ob sich nichts in der Welt verändert hätte, jedenfalls als ob nichts in der Welt sie abhalten könnte.

Während in diesen letzten Jahren der Not, der rapid gesunkenen Arbeitskraft, alles, was einst kostbar gewesen, verjäumt und dafür jedes gemeine Bedürfnis des Daseins zur Kostbarkeit wurde, kamen diese Bücher in vollem Bruch, kamen in einer echten Pracht, die unmöglich geworden schien. Man hatte sich mühsam und trübsinnig mit der allgemeinen Schabigheit jeglichen Materials abfinden müssen. Es war jammervoll, wie die meisten Bücher aussahen. Graues Holzpapier, blasser Druck, der läbel genug nach billiger Schwärze roch, Einbände, die bei der ersten Berührung zerfielen, vermischte Reproduktionen, deren sich jedes illustrierte Käschlein geschämt hätte. Da kamen die Avalundrucke und frugen den auserlesenen edlen, den seelischen Ornat vergangener Zeiten.

Es erschien die lebenswürdige, altfranzösische Dichtung „Lucassin und Nicolette“. Der deutsche Text von Erwin Niegler mit künstlerischem Sprachgefühl der Klangschönheit des Originals geadert. Dieser Text, eingebettet in einem Rahmen kapriziöser Ornamente von Rudolf Junk. Es erschien der berühmte Dialog des Jakob Böhme „Von überirdischen Leben“, in der großen, klaren Waldbaum-Antiqua, deren strenges Ebenmaß an die typographische Meisterschaft der Doves Press von Cobden Sanderson heranreicht. Als Monumentaldruck kam Dantes „Vita nuova“ im Format der großen Kirchenpfalter, mit außerordentlich interessanten Holzschnitten von Erwin Lang. Diesen drei Werken aus dem deutschen, dem französischen und italienischen Literaturbereich wurde dann noch eine Monumentalausgabe des von Hofmannsthal erneuerten altenglischen Mysterienspiels „Jedermann“ gestellt, gleichfalls mit Holzschnitten von Erwin Lang. Ein Druckwerk, das in seinem Format, in der pompösen Schikane des großen

gotischen Lettern ebenso imponant wie harmonisch wirkt.

In den Ausgaben kleineren Formats schien der Geschmack des Verlages nur noch gesteigert und raffiniert zu werden. Da ist unter anderem „Der Schmid meines Glückes“ von Gottfried Keller, zu welchem Hans Alexander Müller zehn reizende Holzschnitte geliefert hat, die in all ihrer Modernität einen Hauch von Spitzweg Humor haben. Ferner Balzac's „Sarrasine“, in der kleinen Didot-Antiquaschrift, mit den entzückenden Radierungen von Karl M. Schultheiß, der die seltene Gabe des wahrhaft Illustrierten besitzt. Schultheiß hat auch die Illustrationen zu Hermann Bangs lieblich zarter Novelle „Vom Glück“ radirt. Dieses Buch, in der gepulsten Jean Paul-Fraktur, in seinem handlichen Format, mit seinen schweren Blättern aus Büttenpapier und dem Einband aus Saffianleder, ist ein Kleinod der Buchgestaltung. In ihm ist die absolute Einheit von Inhalt und äußerer Form zersplittert.

Gerade in den Jahren nach dem Ansturz sind ja noch viele andere Luxusausgaben erschienen. Als habe der vielfach miterlebte Versuch, die Welt auf eine törichte und naturwidrige Weise zu nivellieren, als habe die Angst vor der allgemeinen Gleichmacherei die Lust am Besonderen doppelt erhöht, den Sinn für das Individuelle heißer entzündet, begannen die Leute, gerade in diesen Jahren, Luxusausgaben inniger zu lieben und stürmischer zu begehren als je vorher. Dieser Stimmung unter den Bücherfreunden kam fast jeder große Verlag entgegen und so begab es sich merkwürdigerweise jüt in den Nachkriegsjahren, daß eine lange Reihe glanzvoller Prachtwerke und Luxusdrucke erschien. Es ist nur eine oberflächliche Erklärung, wenn man den raschen Abzug, den diese kostspieligen Editionen fanden, mit der allgemeinen Flucht vor dem Geld begründen will. Weit mehr noch war es eine Flucht vor der zunehmenden Schabigheit des Materials, eine Gegenwehr des Kulturempfindens wider die drohende Proletarisierung des Geschmacks, eine Reaktion gegen den deprimierenden Einfluß schlechter und salopper Arbeit. Es bot und bietet immer noch einen nachdenklichen Genuß, handgebundene Bücher zu betrachten, mit der Hand abgelegene Holzschnitte und Radierungen zu sehen, sich an kostbarem Papier, an auserlesenen schönen Schriftsetzern zu erfreuen. Und es wirkt gerade jetzt, wie schon gesagt, als ein wohlthuender Trost.

Die Avalundrucke müssen auf diesem Gebiet einmal besonders hervorgehoben werden. Reineswegs, um durch solchen